

SUSANNE HAUSAMMANN

ANNÄHERUNGEN

Das Zeugnis der altkirchlichen
und byzantinischen Väter von
der Erkenntnis Gottes



neukirchener
theologie



neukirchener
theologie

Susanne Hausammann

Annäherungen

Das Zeugnis der altkirchlichen und
byzantinischen Väter von der
Erkenntnis Gottes

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Weitere Angaben und Online-Angebote sind erhältlich unter: www.v-r.de

ISBN 978-3-7887-3022-2

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstr. 13, D-37073 Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.

Umschlaggestaltung: Andreas Sonnhüter, Niederkrüchten
Satz: Dorothee Schönau, Wülfrath

Vorwort

Wer könnte es wagen zu behaupten: ›So ist Gott und nicht anders?‹ Der von den apostolischen, früh- und altkirchlichen Vätern überkommene christliche Glaube stellt sich diesem Wagnis. Aber, was macht uns so sicher, dass wir in dessen Nachfolge nicht einer Selbsttäuschung unterliegen? Gibt es Gott überhaupt? Und wenn es Ihn gibt, wie sind die Zeugnisse von Ihm in den Heiligen Schriften und bei den Vätern des Glaubens zu bewerten? Können wir heute wirklich noch glauben? Oder ist unser ›Glaube‹ das Produkt einer Resignation vor dem Undurchschaubaren, das uns Angst macht? Welches Gewicht hat dabei die Tradition, in die wir hineingewachsen sind? Gestatten wir uns, über sie nachzudenken, oder nehmen wir einfach hin, was wir uns zu beurteilen nicht zutrauen?

Diese und entsprechende Fragen haben mich beim Schreiben der hier veröffentlichten Aufsätze umgetrieben. Dabei sah ich mich zunächst veranlasst, über die Frage nachzudenken, inwiefern der Glaube, der ja zweifellos auch ein Willensakt ist, als Glaubensgehorsam gefordert und dem Glaubenden als Verdienst angerechnet werden kann. Wer die Zeugnisse von Schrift und Tradition genauer anschaut, wird zum Schluss kommen, dass der Glaube kein Verdienst, sondern ein Geschenk ist, das in einer persönlichen Begegnung mit dem, an den man glaubt, ermöglicht wird.

Doch wie kommt diese persönliche Begegnung zustande? Diese Frage veranlasste mich, mir noch einmal genauer das Zeugnis der Heiligen Schriften und der frühen Väter im Glauben anzusehen. Wichtig wurde mir, dass dieses Zeugnis uns durch Tradition und Sukzession als Beauftragung zur Verkündigung zugeflossen ist, wobei man diese Tradition und Sukzession unterscheiden muss von den einzelnen Traditionen, den Vorschriften und Bestimmungen (Kanones), die Konzile, Synoden und Lehrschriften von Hierarchen festgeschrieben haben und in manchen Fällen auch wieder zurücknehmen mussten. Denn es geht bei aller Berufung auf Tradition und Sukzession letztlich um die Einmütigkeit der aus der Heiligen Schrift und den Zeugnissen der Väter gewonnenen Glaubenseinsichten, wie sie uns trotz aller Irrtumsfähigkeit kirchlicher Institutionen durch Generationen übermittelt worden sind.

Zu diesen Glaubenseinsichten gehören auch die Bekenntnisse, wie sie 325 und 379/81 formuliert worden sind und in der ökumenischen Christenheit heute in Geltung stehen. Bezüglich dieser Bekenntnisse bin ich durch die Lektüre der Schriften der drei großen kappadokischen Theologen (Basilius der Große, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa) darauf gestoßen worden, dass es vorzuziehen ist, das ›homoousios‹ mit ›wesensgleich‹ und nicht mit dem missverständlichen ›wesenseins‹, das auch eine personale Einheit von Vater und Sohn und Heiligem Geist besagen kann, ins Deutsche zu übersetzen. Davon handelt das dritte Referat, das ich hier veröffentliche.

In einer kuzgefassten Untersuchung von Predigten zur Verklärung Christi (Mt 17,1–9) aus dem 5.–14. Jahrhundert stieß ich immer wieder auf die Aussage, dass Gottes unendliche Lichthaftigkeit den Jüngern auf dem Berg Tabor vom Herrn nur so weit zugemutet wurde, ›wie sie es zu ertragen vermochten‹. Die einzelnen Prediger haben diesen Sachverhalt verschieden interpretiert: als Rücksicht auf die ›conditio humana‹ oder als menschliches Ungenügen und Konsequenz der mangelnden Hingabe in der Nachfolge Christi. So oder so: Das ungeschaffene göttliche Licht der Trinität übersteigt das menschliche Fassungsvermögen und gibt dennoch durch Seine Energien den Gläubigen ein Angeld (arrabôn, 2Kor 1,22; Eph 1,14) der künftigen Lichthaftigkeit in der Vereinigung mit Ihm.

Das Thema des fünften Aufsatzes ist die sogenannte Negative Theologie, wie sie das Corpus Dionysiacum in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts zusammengefasst hat. Sie ist in ihrem Kern bereits bei den kappadokischen Theologen des 4. Jahrhunderts zu finden und beschreibt die Suche nach der Erkenntnis Gottes aufsteigend vom Leiblich-Körperhaften zum Geistig-Geistlichen, was zu einer Begegnung mit Gott durch den Einstieg ins Dunkle des Nichtwissens führt. In diesem Dunkel ist zwar Gott, aber Er ist nicht einfügbar in ein philosophisches System und die Schau Gottes im Dunkeln bringt keine gesicherte Gotteserkenntnis, sondern die Notwendigkeit einer Reinigung als Voraussetzung für eine Erleuchtung und Vergöttlichung in der jenseitigen Welt. Die Negative Theologie ist somit der konsequente Verzicht auf ein rational erworbenes und abgesichertes Wissen von Gottes Wesen und Sein.

Die nachfolgenden drei Aufsätze beschäftigen sich mit dem Hesychasmus, der vom 4.–14. Jahrhundert in einem Prozess einer Spiritualisierung des östlichen Mönchtums Gestalt gewann. Die großen geistlichen Väter des Hesychasmus bis hin zu Gregor Palamas (1296/7–1359) waren Theologen, die das streng rationale Denken nicht scheuten und dennoch die Beschränktheit menschlicher Gottes- und Welter-

kenntnis in Rechnung zogen. Daher lag ihnen ein Denken in Antinomien (Gegensätzen) nahe: Gott ist unfassbar und gibt Sich uns dennoch zu kosten; Gottes Wesen ist von Seinem Wirken zu unterscheiden und dennoch sind beide eins; das Wirken von Vater und Sohn und Heiligem Geist ist eines und doch ergießt es sich in viele Ausflüsse; Gottes Licht ist nicht sinnlich und doch wird es mittels der Sinne wahrgenommen.

Eine solche Theologie tut gut daran, mit dem Schweigen zu beginnen, führt immer wieder zum Schweigen zurück und holt von da Kraft und Geduld zum ›Gebet ohne Unterlass‹ (1Thess 5,17), das den Hesychasten besonders am Herzen liegt. Es hat bei den Vertretern dieser monastischen Richtung im immerwährenden Herzensgebet eine besondere Ausprägung erhalten und hat weithin auch die Psalmenlesungen verdrängt. Die so geübte Art von Schweigen ist für die Hesychasten aber nicht nur ein Verzicht auf Worte, sondern ebenso der Verzicht auf Bilder, Tätigkeiten und Leidenschaften, die uns gefangen halten und verhindern, dass wir in jedem Augenblick unseres Daseins Gottes eingedenk sind. Hier stellt sich ein Problem für die Christen, die nicht den Weg monastischer Abgeschirmtheit gehen, sondern weltlichen Aufgaben verpflichtet sind. Wie ist es ihnen möglich, trotz weltlicher Beanspruchung mit den Gedanken und dem Herzen im Gebet zu bleiben oder doch immer wieder dazu zurückzukehren? Eine Antwort auf diese Frage kann man, so glaube ich, den biblischen Texten, in denen Jesus zur Nachfolge aufruft, entnehmen.

Der längste Aufsatz dieses Bandes beschäftigt sich mit dem Glauben an Engel, Dämonen und den Fall Luzifers von den biblischen Anfängen über Origenes, Athanasius bis zu den kappadokischen und antiochenischen Vätern. Anlass für meine Beschäftigung mit diesem Thema war die Wahrnehmung, dass auch heute viele Gläubige in Ost und West das Böse, mit dem sie zu kämpfen haben, Dämonen zuschreiben. Dem glaubte ich die Worte Basilios des Großen entgegenhalten zu müssen: »Suche also das Böse nicht außerhalb [deiner selbst], stelle dir darunter nicht eine primitive, perverse Natur vor; jedermann muss sich selbst als Ursache des Bösen, das in ihm ist, erkennen.« Aber warum hat sich der primitiv-volkstümliche Engel- und Dämonenglaube auch bei manchen Intellektuellen bis heute lebendig erhalten? Eine Antwort, auf die ich gestoßen bin, verbirgt sich im Sachverhalt, dass Origenes vor der Erschaffung unserer sichtbaren, materiellen Welt eine gute, ewige, geistige Schöpfung durch Gott postulierte und damit den Glauben an körperlose Geistwesen, von denen einige mit Luzifer durch eigene Schuld zu Fall gekommen sein sollen, in ein philosophisches System eingebunden hat. Athanasius hat dann Erzählungen der Wüstenväter über Dämonen in seine Vita des heiligen Antonius aufgenommen,

um zu zeigen, dass Christus als Sieger über die gefallene Welt auch Herr über die bösen Mächte ist. Interessant ist indes, dass im 4. Jahrhundert bei den großen drei Kappadokiern und den Antiochenern zwar viel von Engeln, aber seltener und formelhafter von Dämonen die Rede ist und dass diesen nicht die Schuld am gottwidrigen Handeln der Gläubigen angelastet wird.

Der zehnte Aufsatz dieses Bandes geht der Frage nach, wie zu verstehen ist, dass Gott in den heiligen Schriften wie auch bei den Vätern des Glaubens sowohl als der gerechte Richter als auch der barmherzige Vater gepriesen wird. Schließen sich im Gericht Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht aus? Muss Gerechtigkeit nicht immer unbarmherzig gegenüber den Verurteilten sein und ist die Barmherzigkeit nicht in jedem Fall ungerecht gegenüber denen, die durch die Übeltäter zu Schaden gekommen sind?

Und der letzte Aufsatz des Buches ist entstanden unter dem Eindruck der immer neuen Flüchtlingsströme aus dem Osten, unter denen sich vermehrt auch Christen aus Kirchen befinden, die sich im fünften/sechsten Jahrhundert von der byzantinischen Reichskirche getrennt haben, jedoch bisher im Westen kaum in Erscheinung getreten sind. Was ist aus diesen Kirchen geworden? Wie verstehen sie heute ihren damaligen Protest gegen die Christologie der altkirchlich-byzantinischen Konzile? Wieweit sind auch sie heute eingebunden in die ökumenischen Glaubensgespräche und gibt es eine berechtigte Hoffnung, dass man sich bei allen verbleibenden Unterschieden näher kommt und verstehen lernt, dass die von Christus geschenkte und geforderte sichtbare Einheit der Christen nicht gemeinsame Organisationsformen, Gesetze und Kanones im Blick hat?

Das sind also die Fragen und Probleme, denen wir in diesem Band nachgehen. Sie haben sich mir während der Beschäftigung mit biblischen und altkirchlichen Texten in den letzten vier Jahren aufgedrängt und mögen zeigen, dass es sich auch für uns heute lohnt, den altkirchlichen Vätern des Glaubens Gehör zu schenken und mit ihrer Hilfe die Glaubensprobleme neu zu durchdenken.

Zu danken habe ich vor allem Pfr. Christian Hohmann in Bad Oeynhausien, mit dem ich, auch über Landesgrenzen hinweg, lange theologische Gespräche führen konnte, sowie Novize Christoph Lorentz in der Skite des heiligen Spyridon in Geilnau, der einige meiner Arbeiten kritisch mitgelesen und durch seine Einwände und Fragen vertieft hat, ebenso Frau Magdalena Meyer-Dettum, Geilnau, die mich in sprachlicher Hinsicht kompetent beraten hat, aber auch der Familie Appenzeller in Küsnacht/Zürich und Goldingen / St. Gallen, die mich in Krank-

heit versorgt und mir so den Freiraum zum Weiterarbeiten erhalten hat. Ich danke auch Herrn E. Starke, in Neukirchen-Vluyn, der sich für die Veröffentlichung der Aufsätze eingesetzt und mit seinem Team die Drucklegung besorgt hat, sowie Frau D. Schönau, Wülfrath, die die Druckvorlage bereinigt hat, Ihnen allen meinen herzlichen Dank!

Wallisellen, Ostern 2016

Susanne Hausamann

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 5 |
| I. Christlicher Glaube – eine Gnadengabe Gottes..... | 13 |
| II. Schrift, Tradition und Sukzession in der Kirche der ersten Jahrhunderte und ihre Bedeutung für die Kirchen in der Gegenwart..... | 21 |
| 1. Zur Fragestellung..... | 21 |
| 2. Die Quellen des Glaubens in den paulinischen Gemeinden ... | 21 |
| 3. Tradition und Sukzession bei Ignatius von Antiochien und Polykarp von Smyrna | 26 |
| 4. Tradition, Sukzession und Heilige Schriften bei Irenäus von Lyon | 29 |
| 5. Tradition und Traditionen..... | 35 |
| 6. Tradition und Lehrentwicklung..... | 37 |
| 7. Der Konsens der Väter und ihre Synoden | 40 |
| III. Zum Verständnis von ›homoousios‹ in der Alten Kirche | 46 |
| IV. Die Bedeutung der Verklärung Christi nach Predigten altkirchlicher und byzantinischer Kirchenväter..... | 56 |
| V. Zur Bedeutung der Negativen Theologie für den christlichen Glauben..... | 67 |
| VI. Zum Glaubensverständnis der vom Hesychasmus geprägten orthodox-byzantinischen Theologie | 77 |
| VII. Das Schweigen und das Mysterium der Gotteserfahrung bei den monastischen Vätern und Müttern im Osten | 85 |
| 1. Schweigen hat seine Zeit und Reden hat seine Zeit | 85 |
| 2. Die Bedeutung des Schweigens im Hesychasmus | 95 |
| 3. Aspekte des Schweigens..... | 101 |

| | | |
|-------|--|-----|
| VIII. | »Betet ohne Unterlass!« (1Thess 5,17) im altkirchlichen und byzantinischen Mönchtum und im Leben von Christen in der Welt..... | 104 |
| IX. | Engel und Dämonen in der Heiligen Schrift, bei Origenes, Athanasius und den kappadokischen und antiochenischen Theologen des vierten Jahrhunderts..... | 113 |
| X. | Zur Frage nach Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in der biblischen und altkirchlichen Theologie..... | 143 |
| XI. | Die altkirchlichen Ökumenischen Konzile (325–553) und ihre Aufarbeitung durch die ökumenischen Gespräche der Gegenwart..... | 169 |

I. Christlicher Glaube – eine Gnadengabe Gottes

*Christoph Lorentz zu seiner Aufnahme in die
Orthodoxe Kirche am 3. Okt. 2013 gewidmet.*

Geht man vom *heutigen Sprachgebrauch* aus, so wird der Begriff ›Glaube‹, sofern er auf einen Sachverhalt bezogen ist, auf eine Überzeugung von einer Angelegenheit, die nicht beweisbar ist oder von der man keine sicheren Informationen hat, angewandt. Bezogen auf eine Person, ist nach allgemeinem Verständnis der Glaube das Vertrauen, dass diese Person sich in ihren Äußerungen als zuverlässig erweist. In beiden Fällen handelt es sich um eine subjektive Einschätzung, die im Normalfall nicht willentlich hergestellt wird, sondern in einer *unmittelbaren Begegnung* entsteht.

Was nun den *christlichen Glauben* betrifft, so wird man zunächst fragen müssen, worauf er sich bezieht: auf einen Sachverhalt oder eine Person? Und gegebenenfalls: Wer ist diese Person?

Hinsichtlich der erstgenannten Frage gibt es in der Heiligen Schrift Zeugnisse für beide genannten Varianten. Mk 1,15 bezieht den Glauben auf die von Jesus verkündete Botschaft vom nahe herbeigekommenen Gottesreich;¹ nach Gal 3,16ff. dagegen ist der Glaube auf die Person Jesu Christi Selbst zu beziehen.² In beiden Fällen handelt es sich beim christlichen Glauben um eine Antwort auf einen Anspruch, der durch eine unmittelbare Begegnung mit Christus verursacht ist. Dieser Anspruch kann eine Verheißung sein, die Glauben fordert (Lk 5,4–11), eine Aufforderung, neue Wege zu gehen (Lk 5,27–28; Apg 9,1–9), eine Predigt, die neues Verstehen bringt (Lk 8,1–3), doch immer besteht sie in einer persönlichen Begegnung. Die Evangelien erzählen von Menschen, die durch eine solche Begegnung mit Jesus von ihren körperlichen und geistigen Leiden geheilt worden sind, wobei Jesus ihr gläubiges Vertrauen in Anspruch genommen hat.

So Mt 9,27–29: »Und als Jesus von da weiterging, folgten Ihm zwei Blinde nach, die schrien: ›Erbarme Dich unser, Du Sohn Davids!‹ Als Er aber in das Haus hineinging, kamen die Blinden zu Ihm. Und Jesus sagt zu ihnen: ›Glaubt ihr, dass ich dies tun

¹ Vgl. u.a. auch Lk 16,21; 24,25; Röm 1,16.

² Vgl. u.a. auch Röm 3,21–26.

kann? Sie sagen zu Ihm: ›Ja, Herr!‹ Da rührte Er ihre Augen an und sprach: ›Euch geschehe nach eurem Glauben!‹ Und ihre Augen wurden geöffnet.«

Wir wissen nicht, wie die beiden Blinden zu ihrem Glauben kamen. Mag der Leidensdruck, unter dem sie gestanden haben, mitgewirkt haben, in jedem Fall war jedoch die persönliche Begegnung mit Jesus das entscheidende Moment. Seine Gegenwart gab ihnen das Vertrauen, dessen sie bedurften, um sich an Ihn zu wenden und auf die Frage nach ihrem Glauben mit »Ja, Herr!«³ zu antworten. Die Person, auf die sich der Glaube bezieht, ist also *Jesus Christus, der menschengewordene Sohn Gottes*. So verhält es sich nicht nur in dieser Geschichte, sondern in den Wunderberichten der Evangelien ganz allgemein.

Doch man kann sich nun fragen: Sind es in den Kirchen im Osten wie in den katholischen Kirchen im Westen nicht vor allem auch die *Gottesmutter* und die *Heiligen*, an die sich die Gläubigen mit ihren Bitten wenden und denen sie gläubiges Vertrauen entgegenbringen? Und ist dies nicht eine Übertretung des Ersten Gebotes?

Hier muss man, was die Orthodoxe Kirche östlicher Provenienz betrifft, einen Unterschied wahrnehmen: Nicht von der Gottesgebälerin und den Heiligen ist die entscheidende Hilfe zu erwarten, sondern von Jesus Christus, der als ›Einer der Heiligen Dreierheit‹ allein die Macht über Erde und Himmel hat. Die Gottesmutter und die Heiligen werden zwar als vollendete Glieder der Kirche um Fürbitte angegangen, so wie auch die lebenden Gemeindeglieder sich gegenseitig untereinander durch Fürbitte beistehen. Der Glaube, der ihnen entgegengebracht wird, besteht in der Erwartung, dass sie nicht tot sind, sondern im Herrn leben und in ihrer gottesabbildlichen Güte für die bei Ihm einstehen, die mit ihren Hilferufen an sie gelangen. Zwar lässt sich nicht bezweifeln, dass im Osten wie im Westen von manchen Gläubigen die Gottesmutter auf eine Weise verehrt wird, die fatal an die Verehrung der Artemis der Epheser (Apg 19,28) oder der ägyptischen Isis mit dem Horusknaben erinnert. Die Gründe dafür sind einerseits die Unwissenheit der Gläubigen und der Leidensdruck, unter dem diese stehen, andererseits auch die antiken Familienstrukturen, die bis heute im Osten noch weitgehend vorherrschen.⁴ Vor allem aber haben es die kirchlich Verantwortlichen versäumt, das Ergebnis (den ›horos‹) des

³ Die Anrede ›Herr‹ (kyrie) bezeugt in diesem Kontext, dass die beiden Blinden Jesus, den sie als Sohn Davids (= Messias) ansprechen, als den ›Herrn und Gebieter‹ ihres Lebens anzuerkennen bereit sind.

⁴ In diesen Strukturen ist es üblich, wenn man von jemandem sich einen Gefallen erhofft, einen engen Familienangehörigen, also etwa die Mutter, um Fürsprache anzugehen.

Konzils von 787 in die gottesdienstliche Praxis umzusetzen. Denn dieser Horos bestimmt, dass man den Bildern der ›Gottesgebälerin, der verehrungswürdigen Engel und aller Heiligen und Frommen‹ wie auch der ›Gestalt des kostbaren und lebendigmachenden Kreuzes‹, den ›heiligen Evangelien‹ und den ›übrigen heiligen Weihgaben‹ durch ›achtungsvolle Verehrung‹ (›timitikê proskynesis‹), jedoch nicht durch ›wahre Anbetung‹ (›alêtinê latreia‹), begegnen soll.⁵ Dennoch werden beispielsweise das heilige Kreuz und je nach Feiertag auch bestimmte Heilige, deren Reliquien zur Verehrung auf dem Analogion ausgelegt sind, durch Große Metanien⁶ verehrt, was streng genommen nur Christus und der Dreiheit Gottes zustehen würde. Und die Ikone der Gottesgebälerin wird wie die Christusikone nicht nur durch das Kreuzeszeichen, sondern auch durch eine anschließende Kleine Metanie ausgezeichnet. Dadurch wird einer Verehrung der Gottesgebälerin und der Heiligen Vorschub geleistet, welche die 787 gesetzten Grenzen verletzt.⁷ Dennoch ist der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Glauben an Gott Vater, an Jesus Christus und an den Heiligen Geist und der Anrufung der Gottesgebälerin und der Heiligen um Fürbitte wenigstens in der Theorie festgehalten. Und man darf sicher sein, dass Gottes Güte und Langmut gegenüber der Unwissenheit und Schwachheit der Gläubigen gnädig sein und ihnen diese Übertretung nicht anlasten wird, sondern ihnen trotz dieser Verirrung die Begegnung mit Christus zuteil werden lässt, die auch ihnen den wahren Glauben ermöglicht, was aber keine Rechtfertigung des Versäumnisses derer, die dafür die Verantwortung tragen, bedeutet.

Der Glaube ist also *aus der Begegnung mit Christus geboren*, nicht ohne diese Begegnung denkbar, mithin *nicht ein aus sich selbst erzeugter Willensakt*, sondern ein *Geschenk*, das die Gläubigen anzunehmen vermögen und das seinerseits ihr Ja-Wort herausfordert.

⁵ Josef Wohlmuth, Conciliorum Oecumenicorum Decreta. Dekrete der Ökumenischen Konzile Bd. 1: Konzilien des ersten Jahrtausends. Von Nizäa (325) bis zum Vierten Konzil von Konstantinopel (869/70), 2. Aufl. Paderborn 1998, S. 135f.

⁶ Unter einer ›Großen Metanie‹ versteht man einen Kniefall, unter einer ›Kleinen Metanie‹ eine Verbeugungen mit Berührung des Bodens.

⁷ Man kann diese unterschiedslose Verehrung der Heiligen und der Gottesgebälerin, des Kreuzesholzes, des Christusbildes und der Dreiheit Gottes nicht dadurch rechtfertigen, dass letztlich immer das Christusgeschehen im Blick sei. Schon der Sachverhalt, dass viele (vor allem slavische) Gläubige nicht nur die auf den Analogien ausgelegten Ikonen, sondern möglichst alle erreichbaren Ikonen des Kirchenraumes verehren, zeigt, dass bei ihnen die Vorstellung herrscht, dass diese alle als einzelne Personen bedacht werden sollen, wodurch die Unterscheidung zwischen ›timitikê proskynesis‹ und ›alêtinê latreia‹ besonders dringend wird.

Denn der Glaube ist *kein ›Werk‹*, das der Mensch durch die Aufbietung der eigenen Kräfte zu leisten vermag, sondern *eine Gabe der Begegnung*, die sich dort entfalten kann, wo Christus als ›Herr‹ erfahren und erkannt wird.

So sind denn auch die Worte »Mein Herr und mein Gott!« (Joh 20,24–29), die gemäß dem Johannesevangelium der Apostel Thomas ausrief als Antwort auf Christi Aufforderung, seine Finger in die Wundmale des Auferstandenen zu legen und zu glauben, ein vollständiges christliches Glaubensbekenntnis. Durch dieses wird beispielsweise bereits die Abweisung der Arianer, wie sie im Zweiten Ökumenischen Konzil von 381 nach 60 Jahren hartem Ringen beschlossen wurde, vorweggenommen. Der Glaube aber, der hier von Thomas gefordert und bezeugt wurde, war kein frei gewähltes Werk des Jüngers, sondern ist an der Begegnung mit der Person Jesu Selbst entstanden.

Dass der Glaube an Christus *nicht als ein vom Menschen zu vollbringendes Werk* gesehen werden darf, hat der Apostel Paulus in seinen Schriften deutlich gemacht.

In Röm 3,28 lesen wir: »So halten wir nun dafür, dass der Mensch durch den Glauben gerechtesprochen werde ohne Werke des Gesetzes.« Und in Gal 2,16 wird die Erkenntnis festgehalten, »dass ein Mensch nicht aus Werken des Gesetzes gerechtesprochen wird, sondern durch Glauben an Christus Jesus ..., denn aus Werken des Gesetzes wird kein Fleisch gerechtesprochen.«

Und der in dieser Tradition stehende Verfasser des Epheserbriefes bringt in Eph 2,8–10 die Aussage auf den Punkt: »Denn vermöge der Gnade seid ihr gerettet durch Glauben, und das nicht durch euch – denn Gottes Gabe ist es – nicht aus Werken, damit nicht jemand sich rühme. Denn Sein Gebilde sind wir, erschaffen in Christus Jesus zu guten Werken, zu denen uns Gott zum voraus bereitet hat, damit wir in ihnen wandeln sollten.«

Hier wird die Rettung durch den Glauben klar als Gottes Gnade und Gabe bezeichnet und nicht dem menschlichen Vermögen zugeschrieben. Die *nachfolgenden ›guten Werke‹* sind keine ›conditio sine qua non‹, keine Bedingungen, durch deren Erfüllung man sich Lohn oder Strafe, Himmel oder Hölle, erwerben könnte. Sie *gehören vielmehr zum neuen Leben in Christus*, das dieser uns durch Sein Zu-uns-Kommen ermöglicht und erstrebenswert macht und das wir glaubend ersehnen, suchen und finden. Gerichts- und Strafandrohungen für Säumige sind daher fehl am Platz, ebenso aber auch die Anstrengung von Gläubigen, für sich ›gute Taten‹ zusammenzutragen, um sich da-

mit im Himmel einen besseren Platz zu erwerben. Glaube heißt, bezogen auf die Person Jesu Christi, dass wir die *Begegnung mit Ihm nicht ausblenden* und dem Vergessen anheimfallen lassen, sondern ihr *in uns Raum geben*, so dass sie unser Leben erfüllen kann.

Wie aber kommt für uns Nachgeborene die Begegnung mit der Person Jesu Christi zustande? Die Antwort fällt je nach Konfession unterschiedlich aus. Im Lager der *Evangelischen Konfessionen* besteht die Tendenz, sich auf das ›*sola scriptura*‹ zu berufen und die Heilige Schrift dabei weithin einer historisch-kritischen oder subjektiv-individualistischen Interpretation zu überlassen, wobei allerdings einschränkend mitberücksichtigt werden muss, dass dem ›*sola scriptura*‹, recht verstanden, immer auch das ›*solus Christus*‹ als Richtmaß beizufügen ist, was bedeutet, dass die einzelnen Schriftaussagen auf den Gesamtskopos des Christusgeschehens hin interpretiert werden müssen, der seinerseits durch die exegetische Tradition vermittelt und bestimmt ist.⁸ Im *westlichen Katholizismus* wird die Schriftinterpretation eingebunden in die Kirche, deren Leitplanken die *hierarchische Sukzession* und die von den Konzilen *unfehlbar festgeschriebenen Traditionen* darstellen.⁹ In den *Orthodoxen Kirchen* östlicher Provenienz ist die Schriftauslegung auch an die kirchliche Sukzession und Tradition gebunden, nur dass hier die *Sukzession den regionalen Gegebenheiten stärker Rechnung trägt*¹⁰ und die ›*Tradition*‹ zu unterscheiden ist von den ›*Traditionen*‹, d.h. den einzelnen synodalen Kanones,¹¹ die, wo sie

⁸ Vgl. auch Gerhard Ebeling in seinem Aufsatz über »›Sola scriptura‹ und das Problem der Tradition«, den er als Vorarbeit für die Vierte Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal 1963 gehalten hat und der abgedruckt erschienen ist in: Gerhard Ebeling, *Wort Gottes und Tradition. Studien zu einer Hermeneutik der Konfessionen, Kirche und Konfession* Bd. 7, Göttingen 1964, S. 91–143.

⁹ Im Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich insofern ein Wandel im Verständnis der Tradition vollzogen, als die antireformatorische Betonung der Zwei-Quellentheorie im Konzil von Trient (vgl. Adolf Schönmetzer / Henricus Denzinger, *Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declaratorum de rebus fidei et morum*, 34. Aufl. Freiburg/Rom 1967, Nr. 1501–1508) und im Ersten Vatikanum (dasselbst Nr. 3006–3007, sowie Nr. 3026–3029) einer Betonung der Einheit von Schrift und Tradition gewichen ist (vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, *Über die göttliche Offenbarung. Dokumente lateinisch-deutsch. Bd. VII: Authentische Textausgabe*, Trier 1966, S. 18–49; ferner: *Katechismus der katholischen Kirche*, München 1998, Artikel 2, Nr. 78, S. 59 und Nr. 80–97, S. 60–63).

¹⁰ Nach orthodox-byzantinischem Verständnis der Sukzession darf ein Bischof oder Erzbischof nur in seiner Diözese oder Metropole sein Leitungsamt ausüben; auch ein Patriarch kann nicht in fremde Diözesen hineinregieren; es ist bei Unregelmäßigkeiten allenfalls Sache der zuständigen Synode, einen Bischof seines Amtes zu entheben oder zu maßregeln.

¹¹ Die Unterscheidung von der Tradition und den Traditionen ist konstitutiv für das Orthodox-Byzantinische Traditionsverständnis, vgl. Georgij V. Florovskij, So-

in Konflikt kommen mit dem, was die Liebe gebietet, nicht nach dem strengen Recht (kat' akribeian), sondern gemäß dem, was die Liebe erfordert (kat' oikonomian), angewandt werden müssen.¹² Das bedeutet, wie Florovski formuliert: »Tradition in der [Orthodoxen] Kirche ist nicht eine Stetigkeit des menschlichen Gedächtnisses oder eine Dauerhaftigkeit der Rituale und Bräuche. Es ist eine lebendige Tradition ... Im Grunde ist Tradition die Fortdauer der Anwesenheit des Heiligen Geistes in der Kirche, eine Fortdauer göttlicher Führung und Erleuchtung. Die Kirche ist nicht an den ›Buchstaben‹ gebunden. Vielmehr wird sie ständig vom ›Geist‹ weitergeführt. Derselbe Geist, der Geist der Wahrheit, welcher ›durch die Propheten sprach‹, welcher die Apostel führte, drängt die Kirche ständig zu vollerm Erfassen und Verstehen der göttlichen Wahrheit.«¹³ Metropolit Hilarion (Alfeyev) interpretiert diesen Sachverhalt, indem er ausführt, Christus habe in den Evangelien nicht alles gesagt, was für den Christen notwendig sei, denn Er fahre fort, den Menschen den Vater zu offenbaren durch den Heiligen Geist im Schoße der Kirche, was nicht bedeute, dass in der Kirche neue Dogmen eingeführt würden, vielmehr, dass schon in der Schrift Enthaltenes und implizit Gesagtes präzisiert werde. Daraus folge, dass die Heilige Schrift ein Teil der Tradition sei und man sie von der gesamten Tradition her lesen müsse, wie man als Christ das Alte Testament vom Neuen Testament her lese.¹⁴

Das heißt, dass in diesem Kontext Glaube weder eine subjektiv-individuelle Überzeugung noch eine durch die Kirche festgelegte Annahme von Glaubensgesetzen ist, sondern ein in der Kirche *Stehen* durch die Teilnahme an der Herabrufung des Heiligen Geistes (der Epiklese) auf die feiernde Gemeinde und ihre Mysterien, gemäß den an die Jünger gerichteten Herrenworten:

»Wahrlich, ich sage euch: Was ihr auf Erden binden werdet, das wird im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, das wird im Himmel gelöst sein. Wiederum sage ich

bornosst. Kirche, Bibel, Tradition. Aus dem Englischen übersetzt von Ilja Trojanov, München 1989. Florovskij bemerkt (S. 101), es sei charakteristisch, »dass in dem ganzen Streit mit den Arianern kein einziges Mal auf die ›Traditionen‹ im Plural Bezug genommen wurde. Man bezog sich stets auf die ›Tradition‹ ... welche den ganzen und vollständigen Inhalt der Apostolischen ›Lehre‹ enthielt und in der ›Regel des Glaubens‹ zusammengefasst war.

¹² Vgl. Hamilcar S. Alivizatos, Die Oikonomia. Die Oikonomia nach dem kanonischen Recht der Orthodoxen Kirche, hg. von Andréa Belliger, Frankfurt a. Main 1998, S. 50–72.

¹³ Vgl. Florovskij, Sobornost S. 87.

¹⁴ Vgl. Hilarion Alfeyev, Le Saint-Esprit dans la doctrine de saint Grégoire de Nazianze, in: Ysabel de Andia / Peter Leander Hofrichter, Der Heilige Geist im Leben der Kirche, Pro Oriente Bd. 29, Innsbruck 2005, S. 80f.

euch: Wenn zwei von Euch auf Erden darin übereinstimmen werden, irgend eine Sache zu erbitten, so wird sie ihnen zuteil werden von meinem Vater in den Himmeln. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.«¹⁵

Diese innerhalb der sog. ›Gemeinderegel‹ (Mt 18,15–20; Lk 17,1–6) überlieferten Herrenworte haben nicht vereinzelte, besonders begnadete Glaubenshelden im Blick, sondern die *Gemeinschaft der Jünger Jesu* (Lk 17,5f.: die ›Apostel‹), die durch die Sendung des Heiligen Geistes an Pfingsten zur *Kirche* (Ekklesia) wurde. Entsprechendes ist auch in Bezug auf Joh 14,12–18 und Joh 16,23f. zu sagen: Die Abschiedsreden Jesu wenden sich an den *Jüngerkreis*, der den Herrn während Seiner Wirksamkeit begleitet hat und der nach Seinem Tod und Seiner Auferstehung dazu bestimmt war, Sein Werk fortzuführen. Das schließt nicht aus, dass auch die einzelnen Gläubigen der *Erhörung ihrer Gebete* gewiss sein dürfen, wenn sie ihre Bitten gemäß dem Glauben der Kirche und im Vertrauen auf Gottes offenes Ohr und die Unverbrüchlichkeit Seiner Verheißung vorbringen. Aber auch so ist das Gebet der Einzelnen letztlich immer nur der Mit- und Nachvollzug des Gebetes der Kirche, wie auch der Glaube des Einzelnen, recht verstanden, der Mit- und Nachvollzug des Glaubens der Kirche ist.¹⁶ Denn nicht die Erleuchtung eines Einzelnen, sondern, »quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est« (›was überall, was immer, was von allen‹ [Gemeinden der Kirche]) geglaubt wird, entspricht der rechtläubigen christlichen Botschaft, wie sie Schrift und Tradition bezeugen.¹⁷

Doch wie sicher vermögen Schrift und Tradition die Gläubigen zu leiten? Gibt es nicht auch Fehlentwicklungen in der Kirche, Fehlurteile von Synoden, Fehlinterpretationen der Schrift bei Kirchenvätern? Dass es dies alles gibt, dürfte nicht zu bestreiten sein. Denken wir nur an den Gnostizismus und den Judaismus der ersten zwei Jahrhunderte und an gewisse Auswüchse im origenistischen Mönchtum des 4.–6. Jahr-

¹⁵ Mt 18,18–20; Lk 17,5f.

¹⁶ Das ist die orthodoxe kirchliche Haltung. Selbstverständlich kann Gott auch die Bitten Andersgläubiger erfüllen; die Frage ist nur, woher diese die Gewissheit nehmen, von Gott erhört zu werden.

¹⁷ Vincentius von Lerinum, Commonitorium II,5,24–26. Vgl. dazu auch Florovskij, Sobornost S. 87. Daher unterscheidet man in der orthodoxen Theologie zwischen dem ›diachronen‹ Aspekt der Tradition, d.h. der Überlieferung durch die Abfolge der Zeiten (quod semper creditum est), und dem ›synchronen‹ Aspekt der Tradition, der einmütigen Synodalbeschlüsse im gegenwärtigen Zeitpunkt und deren Akzeptierung durch das Kirchenvolk (quod ubique et ab omnibus creditum est). Vgl. dazu André Borrelly, L'Église n'est-elle qu'une institution?, Toulon 1994, S. 43f.

hunderts,¹⁸ an den Messalianismus im frühen syrischen Wandermönchtum und in gewissen Spielarten des byzantinischen Hesychasmus,¹⁹ an die monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten,²⁰ an die häretischen Synoden während des Bilderstreites²¹ und während der Auseinandersetzungen um Gregor Palamas²² und schließlich an die im Konzil von Florenz mit der Römischen Kirche geschlossene Union, die infolge des Protestes des orthodoxen Kirchenvolkes wieder rückgängig gemacht werden musste.²³ Konzile können irren, Synodalbeschlüsse aufgehoben werden, Bischöfe und Patriarchen sich auf Irrwegen verlieren, aber der Glaube der Kirche bleibt in seinem Kern unbehelligt. Dieser Kern ist das *Christusgeschehen*, wie es in der *Heiligen Schrift bezeugt, im Glaubensbekenntnis von 381 zusammengefasst und in den Orthodoxen Liturgien gefeiert* wird. Denn das Christusgeschehen endet nicht mit der Himmelfahrt Christi, sondern findet in der *Sendung des Heiligen Geistes an Pfingsten auf die Repräsentanten der Kirche* seine Fortsetzung, da in den kirchlichen Mysterien (Sakramenten) mit dem Heiligen Geist auch Christus Selbst gegenwärtig ist und sich mit uns vereinigt. Und diese Gegenwart Christi, diese Begegnung mit Christus in den Mysterien der Kirche, vermag in uns den Glauben zu schaffen, der nicht nur ein frommes Gefühl ist, sondern uns unsere Schuldhaftigkeit einsehen und dennoch den Weg des Glaubens weitergehen lässt, wie wir ihn in der Gnade des Herrn zu gehen vermögen.

¹⁸ Vgl. dazu meine Ausführungen in: Von Gott reden, heißt: in Bildern reden. Mythologie und begriffliche Spekulationen im frühchristlichen und byzantinischen Weltbild und die Botschaft des Fünften Ökumenischen Konzils von 553, Göttingen 2007, bes. S. 17–49 und 97–106.

¹⁹ Vgl. Klaus Fitschen, Messalianismus und Antimesalianismus. Ein Beispiel ostkirchlicher Ketzergeschichte, FKDG 71, Göttingen 1998; ferner: Reinhard Staats, Beobachtungen zur Definition und zur Chronologie des Messalianismus, in: Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik 32/4, 1982, S. 235–244. Die endgültige kirchliche Verurteilung des Messalianismus erfolgte 431 auf dem Ökumenischen Konzil von Ephesus, aber noch 1347–1351 verteidigte Nikolaus Kabasilas den Vorsteher der Athosklöster Niphon vor Gericht gegen die Anklage auf Messalianismus.

²⁰ Vgl. meine Ausführungen in: Alte Kirche Bd. 4: Das Christusbekenntnis in Ost und West, Neukirchen-Vluyn 2004, S. 118–145.

²¹ Insbesondere die Synode von Hieria 754; vgl. Alte Kirche Bd. 4, S. 262–269.

²² Hier ist an das Konzil von 1344 zu denken, das Gregor Palamas verurteilte, was erst 1347 aufgehoben wurde. Vgl. Alte Kirche Bd. 5, Der andere Weg der Orthodoxen Kirchen im Osten, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 230–245.

²³ Vgl. Alte Kirche Bd. 5, S. 93–108. Nach orthodoxem Verständnis gehört zur Gültigkeit eines Konzils dessen Rezeption durch das Volk; vgl. Panagiotis Boumis, Grundriß des Kanonischen Rechtes der Orthodoxen Kirche, in: Handbuch der Ostkirchenkunde, Bd. III, Düsseldorf 1997, S. 172.